

Außen Preußen, innen neu

Die Potsdamer Garnisonkirche wird wieder aufgebaut. Gut so! Ein Plädoyer – 50 Jahre nach ihrer Sprengung VON EVELYN FINGER

Versöhnung ist, was viele wollen, aber nur wenige können. Versöhnung setzt Reue voraus, wie das Beispiel jener Potsdamer Oberbürgermeisterin zeigt, unter deren Ägide 1968 der kriegsbeschädigte Rest der barocken Garnisonkirche gesprengt wurde. Krachendes Signal des neuen Bauens, an einem Sonntag im Juni, zur Gottesdienstzeit. Brunhilde Hanke, einst erste SED-Frau der Stadt, sagt in einem Dokumentarfilm, dass sie nichts dagegen tun konnte, weil Staatschef Ulbricht den Kirchenabbriss befahl. Aber dann, nach einer Pause, fügt sie hinzu: Ihr Ehemann habe sie gewarnt vor dieser »Kulturbarbarei«. Dann wischt Brunhilde Hanke ihre Tränen weg. Die Kamera schwenkt auf das gerahmte Bild hinter ihr, es zeigt jene schöne Kirche von 1732, noch unversehrt, die auch durch ihre Schuld fiel.

Fünfzig Jahre ist das nun her, eine Ewigkeit: Heute klafft, wo der Kirchturm stand, eine Lücke. Sie ließ sich durch den Betonoptimismus der DDR nicht dauerhaft schließen. Sie wird auch nicht weniger schmerzhaft dadurch, dass man weiß: Das Auftragswerk von König Friedrich Wilhelm I., ein Baumeisterstück, gekrönt vom preußischen Adler, der zu einer vergoldeten Sonne aufschaut, wurde ein Symbol des Militarismus, Nationalismus und schließlich des Nationalsozialismus. Denn die Preußenkönige sind tot. Hitler und Hindenburg, die sich am 21. März 1933 in der Garnisonkirche die Hand gaben, sind noch toter. Zwar sind Nationalismus und Militarismus nicht vollends verschwunden, doch im heutigen Deutschland sind sie geächtet und widersprechen dem Staatsverständnis. Und nun?

Soll an alter Stelle der alte Turm neu entstehen. Seit 1990 wurde sein Wiederaufbau von den Potsdamer Stadtverordneten mehrfach begrüßt, die demokratischen Gremien der evangelischen Kirche fassten zustimmende Beschlüsse. 2008 wurde eine Stiftung Garnisonkirche gegründet, die sich das Dreifach-Credo gab: »Geschichte erinnern. Verantwortung lernen. Versöhnung leben.« Im Herbst 2017 begann unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten der Bau des Turms. Doch weiter warnen Kritiker vor der »Militärkirche«. Beim Gottesdienst zum Baubeginn wurde die Pfarrerin als Nazischlampe beböbelte und dem predigenden Bischof zugerufen: »Fahr zur Hölle!« Es kam im Namen des preußischen Pazifismus Buttersäure zum Einsatz, und kircheninterne Kritiker malten das Schreckbild eines Revanchistentempels, der die dunkle Geschichte des Protestantismus vergessen machen soll: fromme Königstreue, Führertreue, Kriegsverherrlichung.

Doch das ist eine haltlose Unterstellung. Auferstehen soll die barocke Fassade der Preußenzeit, aber nicht sklavisch dem Original nachempfunden, sondern mit der Inschrift: »Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens«. Das Bibelzitat wird in fünf Sprachen zu lesen sein, als Friedensgruß an vier Länder, gegen die Deutschland einst Krieg führte: Frankreich, England, Russland, Polen. Innen soll eine »Schule des Gewissens« entstehen, nicht nur ein Kirchenraum, auch Seminarräume, Ausstellung, Bibliothek. 1200 Quadratmeter Lernen auf drei Etagen.

Pfarrer Martin Vogel, der 1968 in Potsdam geboren wurde und zum Vorstand der Stiftung gehört, sieht die Kirche als Ort des offenen Streits. Das Land Brandenburg sei heute eine »religiös gemäßigte Zone«, wo man Kirche nur sein könne in der Tradition der Aufklärung. Vogel denkt da an Friedrich Schlegels *Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern*, der Theologe war übrigens Preuße. Überhaupt Preußen. Die Garnisonkirche will sich weder den Preußenverherrlichern andienen noch den Preußenverteuflern. Sie soll Bürgerkirche sein, und das heißt laut Vogel: »Offen für Bürger im T-Shirt, aber auch für Bürger in Uniform.« Vogel hat selber den Dienst in der NVA verweigert.

Dass der Wiederaufbau der Garnisonkirche ein Projekt rechter Waffenfetischisten sei, ist auch so ein Mythos. Zwar musste man sich des rechtsnationalen Oberstleutnants a. D. Max Klaar erwehren, dessen »Traditionsgemeinschaft« für den Bau sechs Millionen Euro Spenden anbot. Doch der zuständige Bischof Wolfgang Huber wies Klaars Bedingungen strikt zurück: dass in einer neuen Garnisonkirche keine Frauen predigen, keine Wehrdienstverweigerer beraten und keine Homosexuellen gesegnet werden dürften. Huber sagt heute über sein Nein zu Klaar: »Wo Kirche draufsteht, muss auch Kirche drin sein.« Und: »Es gibt keinen kirchlichen Ort in Deutschland, wo uns die abgründige Ambivalenz der deutschen Geschichte so nahe kommt wie hier. Ich bin für den Aufbau nicht trotz, sondern wegen dieser Geschichte.« Das soll wohl heißen, dass eine Baulücke keine Antwort ist, dass ein Problem nicht verschwindet, wenn man eine Kirche sprengt.

Zwei Ostdeutsche, die zum Vorstand gehören, sehen das genauso. Sie haben wie Pfarrer Vogel auch nicht »gedient«: Peter Leinemann, Jahrgang 1973, leistete Zivildienst. Wieland Eschenburg, Jahrgang 1959, war Bausoldat. Der ehemalige Potsdamer Kulturstadtrat Eschenburg bedauert, dass die Kritiker der Kirche diese gern von Ferne kritisieren, statt direkt zu streiten. So veranstaltete die Martin-Niemöller-Stiftung eine Tagung zur Garnisonkirche, ohne die Stiftung Garnisonkirche einzuladen. Eschenburg, der als Kind in Rostock eine Kirchen Sprengung erlebte, ärgert sich auch über die Behauptung: »In Potsdam reißen reiche Wessis die DDR ab.«



So soll der kirchliche Raum im Turm der Garnisonkirche aussehen. Entwurf des Architekten Thomas Albrecht



Die barocke Garnisonkirche von 1732, der Baumeister war Philipp Gerlach



Innenraum der Kirche, die ursprünglich 3000 Sitzplätze hatte, im Jahr 1933



Im Juni 1968 sprengte die DDR die im Krieg beschädigte Kirche

Wer heute auf dem Alten Markt steht, zwischen restauriertem Schloss, Museum Barberini und Nikolai-kirche, der empfindet die Brutalität des sozialistischen Bauens. Es hat die kriegszerstörte Stadt nicht erneuert, sondern konterkariert.

Peter Leinemann beklagt, dass die Schönheit der umstrittenen Kirche kaum eine Rolle spiele: »Es wird einem geistige Armut attestiert, wenn man es wagt zu sagen, dass ein schönes Stadtbild einen Wert hat. Ich glaube trotzdem, Schönheit tut der Seele gut.« Der Betriebswirt Leinemann schrieb als Schüler der Potsdamer Lenin-Schule einst über das selbst gewählte Aufsatzthema »Warum man Friedrich II. auch Friedrich den Großen nennen darf«. Seine sozialistischen Lehrer waren nicht erfreut. Wahr bleibt: Die Deutschen verdanken Preußen mehr als Autoritarismus und Kadavergehorsam, nämlich positive Errungenschaften wie eine unbestechliche Beamtenschaft, ein hohes Bildungsideal, Bismarcks Sozialreformen, religiöse Toleranz. Schon Friedrich Wilhelm I. erlaubte in der Garnisonkirche verschiedene Bekenntnisse, gegen den Grundsatz *Cuius regio, eius religio*. Friedrich II. provozierte durch kirchenkritische Sottisen und sah sich als Förderer der Aufklärung.

Der böse Spruch, man könne mit preußischen Tugenden (Frömmigkeit, Gehorsam, Fleiß, Pflichtgefühl, Sparsamkeit) auch ein KZ führen, ist nur die halbe Wahrheit. Ja, es führt ein Weg von Preußen in den Nationalsozialismus, aber es führt auch ein Weg von Preußen in den Widerstand gegen Hitler. Namentlich Henning von Tresckow, der zu den wichtigsten Verschwörern gegen Hitler gehörte, kam aus dem berühmten Infanterieregiment 9, das zur Garnisonkirche gehörte. 21 Offiziere des Regiments beteiligten sich am Staatsstreich des 20. Juli 1944. Dass sie erst zu Widerständlern werden mussten, schmälert nicht ihren Mut. Tresckow erklärte 1943

bei der Konfirmation seiner Söhne: »Vom wahren Preußentum ist der Begriff der Freiheit niemals zu trennen.« Diese Freiheit beinhaltet auch den Wunsch nach Frieden. Er findet sich nach 1945 in der Neuorientierung der Kirchen (»Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein!«), aber auch der Bundeswehr und ihrer Militärselbstsorge. Letztere ist heute nicht mehr dem Heer, sondern der Kirche unterstellt. Der evangelische Militärbischof Sigurd Rink sagt: »Der automatische Reflex gegen die Garnisonkirche, aber auch gegen die Militärselbstsorge verkennt die Zäsur von 1945.« Einer fundamentalpazifistischen Ablehnung alles Militärischen kann Rink nicht folgen: »Denn das hieße, ein Staat, der seine Verteidigung organisiert, auch die seiner freiheitlich-demokratischen Grundordnung, handelt schuldhaft. Das ist falsch.«

Apropos falsch. Weil der Streit um die Kirche andauert, bekommt die Stiftung nun einen wissenschaftlichen Beirat. Dessen kommissarischer Vorstand ist der Historiker Paul Nolte, der an der FU Berlin lehrt. »Ich habe Lust auf die Kontroverse, aber will mich nicht einfach auf eine Seite stellen«, sagt Nolte. Er wolle »unbequem für alle bleiben« und »in kritischer Loyalität« einen Bau begleiten, der ihn auch deshalb interessiere, »weil wir in den jüngst restaurierten Preußenbauten nur ein weichezeichnetes Preußen sehen. Bislang fehlte der kritische räumliche Bezug«. Dass mit der Kirche alles wiederkehre, wofür sie einst stand, auch die Allianz von Thron und Altar, glaubt er absolut nicht.

Da würde sein Kollege Martin Sabrow ihm wohl zustimmen. Der Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam ist kein Freund des Wiederaufbaus »als Sühne«, er nennt die heutige Sehnsucht nach authentischen Vergangenheitszeugnissen »fast geschichtsreligiös« und analysiert gern widersprüchliche Details der Garnisonkirche, etwa

die soldatische Behelmung der Pauken- und Trompetenengel. Sabrow befürwortet den Wiederaufbau des Garnisonkirchturms, nicht aber des Kirchturmschiffes. An dessen Stelle baute die DDR ein Rechenzentrum und dekorierte es mit Mosaiken, die den alten Glauben durch neue Gewissheit ersetzen: »Der Mensch erobert das Weltall.« Auch ein Zeitzeugnis.

Manche Potsdamer versteigen sich nun zu der Kritik, durch die Kirche werde »das Erbe der DDR« geschleift. So heißen sie das »Erbe« der zweiten deutschen Diktatur pauschal gut. Man kann nur hoffen, dass das marode und hässliche Rechenzentrum bald abgerissen wird. Bis dahin muss der Vorsitzende des Fördervereins Garnisonkirche noch viel Friedensarbeit leisten. Matthias Dombert ist Anwalt und kam schon 1990 aus Bonn hierher. Soeben erhielt er vom Landtag eine Verdienstmedaille als »Brückenbauer«, er will keine Baubeschlüsse durchboxen, sondern den Königsweg gehen: »Vom Konflikt zum Konsens!«

Dafür muss man wohl Anwalt sein oder Heiliger. Denn in Potsdam zeigt sich, dass die Deklamatoren des Neuen (die Kirchengegner) oft Verfechter des Alten (der DDR) sind. Die rhetorisch Progressiven sind strukturell konservativ. Die Fundamentalpazifisten sind nicht friedensfähig. Die »Militärkirchenbauer« sind es! Noch müssen sie zehn Millionen Euro für den Turm sammeln, der 38 Millionen Euro kostet. Zwölf gab der Bund, der Rest sind Spenden.

Der Architekt des Wiederaufbaus, Thomas Albrecht, dessen Büro auch das Berliner Schloss baut und in Potsdam das Museum Barberini hinzubaut, bleibt gelassen. Die Leute seien erst Mal gegen alles Neue, auch gegen alles neue Alte, weil sie es sich nicht vorstellen könnten. Alte Bauten wiederzuerrichten sei aber normal seit der Antike. Albrecht glaubt fest, dass die Potsdamer, sobald ihre Garnisonkirche steht, mit ihr und miteinander versöhnt sein werden.

Ein Armenier dankt deutschen Soldaten

Noubar Afeyan spendet für die Garnisonkirche VON STEFANIE FLAMM

Niemand weiß, warum die Wehrmachtsoffiziere die beiden Armenier in Belmedik, einer kleinen Station zwischen Istanbul und Aleppo, aus dem heillos überfüllten Viehwagon zerrten, der sie 1915 in den Tod befördern sollte. Weil sie einen Hinweis bekommen hatten, dass es sich bei den zwei Deportierten um Geschäftspartner der deutschen Handelskammer handelte? Weil die Brüder so gut Deutsch sprachen? Oder hatten sie Glück, an deutsche Soldaten zu geraten, die dem Massenermord an den Armeniern nicht tatenlos zuzuschauen wollten? Und spielt das eine Rolle?

Noubar Afeyan, 56, der Enkel und Großneffe der Geretteten, sagt: Nein! Er empfinde einfach große Dankbarkeit für diese deutschen Soldaten, die während des Ersten Weltkrieges an der im Bau befindlichen Bagdadbahn stationiert waren, um die jungtürkische Armee logistisch und militärisch zu unterstützen. In »Waffenbrüderschaft« mit der Türkei hätten sie die Augen verschließen sollen: vor den Konzentrationslagern entlang der Bagdadbahn; vor den Trecks, die von Istanbul Richtung Osten zogen; vor den in Viehwaggons gepferchten Armeniern, die vom Osmanischen Reich gezwungen wurden, für ihre Deportation in die mesopotamische Wüste ein Ticket zu lösen.

»Auch wir wollen Armenien ohne die Armenier«, hatte bei Kriegsbeginn der deutsche Reichskanzler Bethmann-Hollweg zu einem hohen türkischen Beamten gesagt. Trotzdem bekamen Großvater und Großonkel Afeyan deutsche Uniformen, deutsche Namen und Pässe – und die Möglichkeit, zwei Jahre lang an der winzigen Station zu arbeiten. Wenn Afeyan junior nun 200.000 Euro für den umstrittenen Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche spendet, über die humanitäre Stiftung Aurora, dann tut er das, weil dem Amerikaner die Idee gefällt, diese Kirche als Ort der Versöhnung zu nutzen. Er tut es aber vor allem für die namenlosen deutschen Soldaten. Sie waren, darauf legt er Wert, keine Einzelfälle. Es gebe zwar keine belastbaren Zahlen über gerettete Armenier, aber er selber kenne viele Familien, die ihr Überleben deutschen und österreichischen Soldaten verdankten. Auch Krikor Balakian, der später als Bischof von London und Marseille eine der zentralen Figuren der apostolisch-armenischen Exilgemeinschaft war, sei wie seine Vorfahren aus einem Deportationszug befreit worden.

Noubar Afeyan war eben wieder in Armeniens Hauptstadt Jerewan, wo die Aurora-Stiftung den Rechtsanwalt Kyaw Hla Aung wegen seines Einsatzes für die Rohingya in Myanmar mit dem »Aurora-Preis zur Förderung der Menschlichkeit« ehrte. Man kann fragen, wie der Wiederaufbau der Garnisonkirche zu einer Stiftung passt, die soziale und humanitäre Projekte unterstützt. Kyaw Hla Aung etwa bekommt eine Million Dollar, um Initiativen und Einzelpersonen seiner Wahl zu fördern. Wen oder was fördert die Garnisonkirche? Der Unternehmer Afeyan, der davon lebt, innovative Produkte in Pharmazie und Agrarindustrie mit Infrastruktur und Kapital auszustatten, diskutiert ungern über getroffene Entscheidungen. Seine Spende soll ein Dank sein. »Ohne den Mut der Wehrmachtssoldaten gäbe es keine armenische Exilcommunity.«

Tatsächlich wurden während des Ersten Weltkrieges bis zu 1,5 Millionen Armenier ermordet. Nach dem Krieg verschlug es Noubars Großvater nach Bulgarien, nach dem Zweiten Weltkrieg floh die Familie vor den Kommunisten in den Libanon, wo Noubar Afeyan 1962 geboren wurde. Er erinnert sich an das Haus in Beirut, die drei Zimmer, die sie zu sechs bewohnten, an seine Großtante, die nicht müde wurde, von der Rettung ihrer Brüder zu erzählen. Bei Ausbruch des libanesischen Bürgerkriegs floh die Familie nach Kanada, wo sie lange als Kriegsflüchtlinge nur geduldet wurden. Noch als Student der Biochemie in Montreal, auch später am MIT in Cambridge, Massachusetts, lebte Afeyan mit dem Gefühl, auf der Flucht zu sein. Er gründete eine Firma und eine Familie, irgendwann wurde ihm klar, wie viel Glück er im Leben gehabt hatte.

2015, ein Jahrhundert nach Beginn des Massenmordes, gründete er mit zwei weiteren armenischstämmigen Unternehmern die Aurora Humanitarian Initiative, als »Akt der gelebten Dankbarkeits«, wie es pathetisch im Statut heißt. Die Idee dahinter ist eine sehr amerikanische: Aurora will nicht warnen und mahnen, Aurora will jene, die in Zeiten der Not Hilfe erfahren haben, ermutigen, anderen zu helfen. Auch die Garnisonkirche hat mit der Spende nun den Auftrag bekommen, sich am »Kreislauf des Gebens« zu beteiligen.



Noubar Afeyan lebt als Unternehmer in den USA